Flexibel mit dem Beethoven-Bogen

Autor(en): **Herzog, Benjamin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **24 (2012)**

Heft 95

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-967935

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kai Köpp

Erzeugen unterschiedliche Klänge: Drei Geigenbögen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

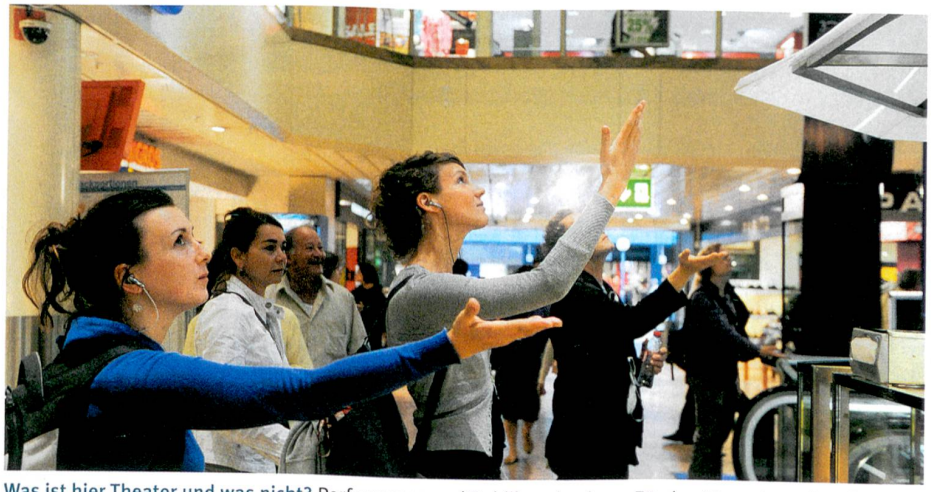
Flexibel mit dem Beethoven-Bogen

«Die Geige, das ist der Bogen.» So formulierte es einst der grosse Geiger Giovanni Battista Viotti. Tatsächlich spielt der Bogen bei der Klangerzeugung auf der Geige eine ebenso wichtige Rolle wie das Instrument selbst. Welche Bögen hat man zur Zeit Beethovens in Wien verwendet? Wie klingt das damalige Repertoire, wenn man es mit «Beethoven-Bögen» spielt? Diese Fragen stellte sich eine Gruppe von Forschenden an der Hochschule der Künste Bern unter der Leitung des Musikwissenschaftlers Kai Köpp. Das Projekt legt Wert auf Praxisbezug. So hat man nicht nur versucht, äussere Merkmale der Bögen zu beschreiben. Dozenten und Studierende in Bern haben auch deren Spieleigenschaften erprobt und mit den Beschreibungen in den Quellen verglichen. Da die 200 Jahre alten Originalbögen nicht mehr spielbar sind, hüpften über die Saiten also nachgebaute Bögen, Kopien. «Die Bögen erscheinen leicht und flexibel. Das mag zunächst irritieren, bringt aber ein neues Verständnis von Artikulation», sagt Köpp. Das Violinkonzert von Beethoven etwa klinge mit einem Wiener Bogen von 1825 feinteiliger, als man es aus später entstandenen Spieltraditionen gewohnt sei. Nun soll gar ein Satz in Orchesterstärke angeschafft werden. Mit dem «Bogen für Beethoven» wird so eine Lücke geschlossen zwischen den in der Szene der Alten Musik verbreiteten Barockbögen und dem modernen Standardmodell. Musikliebhaber wird's freuen. Bogenmacher ebenso. **Benjamin Herzog** ■

Eiweisshaltige Pflanzen statt Milchpulver

Das Industrieprodukt Milchpulver steht sinnbildlich für den westlichen Kolonialismus, der mit der Entwicklungshilfe des letzten Jahrhunderts verknüpft war. Nach dem Zweiten Weltkrieg führten Uno-Organisationen – die Unicef und die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation FAO – in Lateinamerika Tausende Tonnen Milchpulver ein, um der hungergeplagten Bevölkerung zu helfen. Öffentlich kritisiert wurde diese Politik erst in den siebziger Jahren, als publik wurde, dass Kleinkinder starben, weil man das für die Zubereitung ihrer Milch verwendete Pulver in schmutzigem Wasser aufgelöst hatte. Der Import war indes von allem Anfang an umstritten, und zwar auch innerhalb der Uno, wie die Historikerin Corinne A. Pernet von der Universität St. Gallen nachweist. Das in Guatemala angesiedelte Zentralamerikanische Ernährungsinstitut (Incap), das von internationalen Organisationen unterstützt wurde, hielt schon in den späten vierziger Jahren fest, dass jedes Land die Komponenten einer guten Ernährung besitze und seine Ernährungsprobleme selbst angehen könne. Incap wollte vermehrt lokale proteinhaltige Pflanzen nutzen statt Milchpulver einzuführen, das im feuchten Klima schwierig zu lagern war. Auch FAO-Vertreter warnten vor den Konsequenzen, welche die veränderten Ernährungsgewohnheiten nach sich zögen, wenn die Milchschwemme plötzlich versiege. Doch die Argumente hätten nicht verfangen, sagt die SNF-Förderprofessorin. Die betroffenen Regierungen hätten sich zusammen mit der Unicef einer kurzfristigen, als modern geltenden Politik verschrieben. **uha** ■

Tanja Dorendorf



Was ist hier Theater und was nicht? Performance und Publikum in einem Zürcher Warenhaus (2011).

Theater in der Stadt

Viele Theater verlassen ab und zu ihre festen Spielstätten und spielen stattdessen im öffentlichen Raum. Solche Aufführungen haben ihren ganz eigenen Reiz, weil sie Eindrücke bieten, die über den Inhalt und die Form der Performance hinausgehen. Forschende um den Dramaturgen und Theaterwissenschaftler Imanuel Schipper von der Zürcher Hochschule der Künste (ZHDK) haben nun solche Stadt-Vorstellungen untersucht, die Künstlerinnen und Künstler des Zürcher Schauspielhauses im Rahmen eines mehrtägigen Festivals an acht öffentlichen Orten der Stadt Zürich gaben – zum Beispiel in einem Hotel, im Bahnhof, in einer Bibliothek und in einem Einkaufszentrum. Die Forschenden befragten vor, während und nach den Vorstellungen Zuschauer, Bewohnerinnen und Passanten. Obwohl diese ihre Aufmerksamkeit auf die Vorführungen richteten, blieb ihnen das Drumherum oft sogar besser im Gedächtnis haften. «Zuschauer und Bewohner sahen die städtischen Räume, in denen die Theater stattfanden, plötzlich mit anderen Augen; die Plätze und Hallen wurden lebendig», sagt Schipper. Das bedeutet nicht nur, dass die ungewohnten Umgebungen die Aufführungen bereichern. Künstler und Theaterwissenschaftler könnten in Zukunft sogar bei der Stadtplanung helfen, indem sie untersuchten, wie urbane Räume auf Menschen wirken, sagt Schipper. **Simon Koechlin** ■